

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 7

Artikel: Faschingszeit
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anfermodelle, und wir sollten die fremden Sänger namens der Ortschaft mit einem Lied begrüssen. Dafür waren nun nicht alle Kameraden so recht begeistert, aber Robert meinte: „Eh, mier singe so gut wie mer chau un wie n'is der Schnabel gwachsen isch! Die Bieler Herre wusse dank scho, das mier kaini gstudierti Sänger si.“ Unser Liedchen klang frisch und rein, er ließ seine Stimme voll und hell erstrahlen, und bald hatten alle ihre anfängliche Schüchternheit überwunden. Als der Vorstand unseres Vereins genötigt wurde, am Bankett teilzunehmen, sprach nach der Begrüssung Direktor Sturm zu mir: „Sie haben da einen wunderbaren Tenor von ganz seltenem Klang und Glanz. Tun Sie alles dafür, das dieser Mensch seine Stimme ausbilden läst, der Erfolg wird ihm nicht fehlen.“ Leider war er nicht zu diesem Schritt zu bewegen. Er fühlte sich noch an seine Eltern und Geschwister gebunden, deren Stütze er war. Ich drang wohl auch nicht allzu eifrig in ihn, denn ich fürchtete eben, ihn zu verlieren, jetzt in den schönsten Jugendjahren. Noch oflers konnten wir seine eigenartige Begabung rühmen hören. Es machte ihm Freude, aber die höchste Befriedigung beim Singen empfand er nur dann, wenn er die Seelen seiner Freunde mitschwingen fühlte und ihre Augen glänzen sah. Besonderen Spaß bereitete ihm einmal ein fahrender Künstler, so eine Art Schmierendirektor, der mit seiner Truppe im „Bären“ aufzutreten wollte. Als diesem der Wirt erklärte, wir hätten im Dorf selbst Leute genug zum Konzertieren, warf er sich beleidigt in die Brust und gab gleich eine Kostprobe zum Besten. Ich mußte mich gegen das Fenster wenden, seine Grimasse nebst Tremolo waren mir unerträglich. Just in dem Moment ging mein Kamerad vom Felde heimkehrend am „Bären“ vorbei. Wir riefen ihn herein, und er ging auf den Spaß ein, dem fahrenden Volk zu beweisen, das man auch auf einem Bauerndorfe in stände sei, ein Lied schön vorzutragen ohne Augenverdrehn und Tremolieren. Wie schnellste da der Herr Direktor schon beim ersten Saß in die Höhle. Die Augen, mit denen er den baurischen Sänger fast verschlang, traten ihm weit aus dem Kopfe, seine Schnurbartspitzen schnellten zuend auf und ab. Nach Beendigung des Liedes schrie er ganz außer sich vor Aufregung: „Du langer Kerl mit deinen dreidigen Rohrstiefeln, was willst du auf dem Lande herumkraxeln, geh du auf die „Biehe“, dort ist dein Platz.“ Mein Kamerad verstand nicht sogleich, dann rief er aber frohgelaunt indem er aufstand: „Das hani jek grad im Sinn, Herr Muusigdirakter, i mues nämlich no go Huache mache für d'War, un dier chaut mier grad ho halfe, wenn's ech fraut, isi Bihni het dr sicherer Bode als die wo dier mainet.“ So blieb er halt daheim bei seiner Scholle und erntete zwar keine glänzenden Lorbeeren, dafür aber die Liebe und Dankbarkeit aller Geplagten und Bedrückten, die bei seinem Gesang die trublen Alltagsorgen und Kummernisse vergessen konnten. Wie oft hörte ich solche Leute sagen: „Eh, es het mi dunkt, i chom i ne ganz angeri Wald, woni auch nachti ha kore singe ds Dorf uf. Es het mer ganz es angers Gmuet gmacht, un mis Gland alles chummt mier jek viel liechter vor.“ Ja, das Volk liebt glücklicherweise seine Idealisten noch immer.

Doch diese allzu schöne Zeit der zwanziger Jahre, wo uns allen der Gesang als schönstes Ausdrucksmittel unserer Gefühle, Wünsche und idealen Lebenshoffnungen diente, konnte ja nicht immer so bleiben. Mein Kamerad sehnte sich bald nach einem eigenen Hausstand, mußte sich aber vorher nach einem soliden Verdienst umsehen, denn seinen gelernten Sattlerberuf hatte er aufgegeben, um dem Bauernwesen seiner kränklichen Eltern vorzustehen.

(Schluss folgt.)

Faschingszeit.

Die Welt hat ihre bestimmten Maße, die weder mit Zahlen, noch mit Linien berechnet, noch mit feinen Instru-

menten gemessen werden können. Sie sind nirgends verzeichnet, haben keine volkswirtschaftliche, keine wissenschaftliche Grundlage, noch nie hat sich ein Gelehrter eingehend mit ihnen befasst und doch genießen sie allgemeine Anerkennung, werden von allen beachtet, alle fügen sich mehr oder weniger willig ihrem Zwang. Jeder einzelne ist ihnen unterworfen, jede Gesellschaftsklasse sieht diesen Horizont. Es sind die Maße des Zulässigen, die Etiquette, die Form, die jedem von uns zugedacht ist, die wir uns selbst schaffen, ohne dessen bewußt zu werden. „Es ziemt sich nicht, das das Abwaschmadchen Dame spielt, noch weniger, das die Dame den Boden aufwascht“, man spricht von der Fabrikarbeiterin, die in seidnen Kleidern einhergeht und tuschelt über die Wohlhabende, deren Hut aus dem vorigen Jahrzehnt stammt. Die Gattin des Spenglers fühlt sich beengt, wenn sie im Theater neben diejenige des Professors zu sitzen kommt, das arme Mädchen, das es wagt, in einen vornehmen Tanzklub einzutreten, erfährt allerlei Kritik.

Aber einmal im Jahre werden diese Grenzen aufgehoben, einmal werden alle gesellschaftlichen Maße gesprengt, die Tore der Freiheit und Gleichheit geöffnet und einem bunten Strom von Lebenshungrigen aus allen Klassen die Geige gespielt. Es ist die Faschingszeit. Prinz Karneval reitet mit Schellengeklingel durchs Land, lockt Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering herbei, streicht ihre Sorgenfalten von der Stirn, flusfert frohlische Verheungen in ihr Ohr, zeigt im Spiegel des Lebens buntesten Schimmer und gibt die Devise aus: Lat fahren den grauen Alltag, kommt mit und seid frohlisch!

Wer sollte widerstehen? Gar zu gerne schüttelt man einmal im Jahr alles Drückende ab, gar zu gerne schlüpfen wir aus dem Alltagskleid, aus den gewohnten Formen in neue, fremde, pikante, das wir uns selbst als neue Menschen vorkommen. Ein Priteln fährt ins Blut, das keine Ruhe mehr läst, das uns treppauf und -ab treibt und leises Lachen löst und lautes Trallern, das unfern Füßen den Tanzrhythmus diktiert — Tanzen können nach Hergenslust, frohlisch sein, ohne die Kritik der lieben Nächsten fürchten zu müssen, sich gleiten zu lassen in den Strudel des seligen Vergnügens, wie herrlich muß das sein!

Wer will es dem Zimmermädchen verdanken, wenn es sich als stolze Fürstin verkleidet, wer dem Tipfraulein, wenn es als reizendes Pierrettkchen die besten Tänzer vorwegschnappt! Die heimlich Liebende sucht den Mann ihrer Träume, den sie in Gang, Haltung und Stimme erkennt und gewinnt wohl im Laufe des Abends auch sein Herz. Die Dame von Rang hupft als entzuckendes Ganseliesel einher, das Bürgermädchen hat sich in eine dunkelaugige Spanierin verwandelt. So wogt es im Saal von Farben und schillert von glikerndem Schmuck. Wie eine mächtig bewegte Blumenwiese ist es anzusehen, da sind ja auch richtige gelbe Margueriten, roter Mohn und zarte Veilchen, dort der allerliebste Marienkäfer, der bunte Schmetterling und der Goldkafer. Blonde Krimhildern in langen fliehenden Gewändern, quecksilbrige Zigeunerinnen mit klingenden Münzen, stolze Romerinnen und niedliche Schwarzwalderinnen, alles ist da, was Phantasie und Begehren nur schaffen können. Dazwischen die Männer eben so viel gestaltig in ihren Gewändern. Manch schönes Paar findet sich zusammen und die Turn hat es nicht leicht. —

Im seligen Rhythmus des Tanzes fliegen die Stunden dahin. Musik, Licht, Farben und frohe Scherze vereinigen sich zu einer Symphonie der Freude, die nur einmal im Jahr so ausgelassen, so ungehemmt daherbrausen kann. —

Drauen wartet der Alltag mit seinen ruhigen Gesetzen. Wenn wir des Vergnügens müde sind, wenn die Lichter verblassen und im hellen Tageslicht die eben noch genossenen Freuden schaler und schaler werden, dann schlüpfen wir gerne wieder in die alte, schutende Form zurück, in den arbeitsfrohen Tag mit all seinen Grenzen und Maßen.